

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 27 (1925)  
**Heft:** 18

**Artikel:** Die Falschmünzer  
**Autor:** Gide, André  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748739>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## DIE FALSCHMÜNZER

*Vorbemerkung des Übersetzers.* — Im Geistigen, durch sich selbst, allzu verwöhnt, als daß ihn das Schreiben von Romanen beträchtlich unterhielte, hat André Gide dennoch dieses Buch geschrieben, das er „seinen ersten Roman“ nennt: *Les Faux-Monnayeurs* (Verlag Gallimard, 3 rue de Grenelle, Paris). Es ist die Erdenkung einer Intelligenz, die sich eindringlich selbst verführen muß, um einen Entschluß reizvoll zu finden. Die Literaturgeschichte wird feststellen, mit dieser Arbeit habe Gide, an einem Kreuzweg des französischen und seines Gedankens, das Vorgeschriebene der gallischen Überlieferung in entscheidender Weise verlassen, sich in russischer Seelenspürer Sphären vorgewagt und, hexenmeisterhaft, ein großes psychologisches Labyrinth hingezaubert: die *Karamasoffs* der französischen Literatur. In solcher Gefahrenzone werden Entdeckungen notiert, die bisher nicht zu Papier gebracht worden waren. Und souverän spielt die Technik mit, sich schneidenden Ebenen der Handlung, mit dem Schwankenenden des Daseins, mit der moralischen Bedenklichkeit von Zeit und Raum: die Mathematik eines verwirrenden Simultanismus. Das Falschmünzerbuch, tückisch verwickelt, magisch entwickelt, ist spannend wie eine Kriminalgeschichte und sensationell wie ein Geheimarchiv; es ist gewürzt mit der Bitternis einer gebeizten, leergebrannten, alles-spürenden, nichts-wollenden Gesellschaftskritik und überpfeffert mit romantischem Raffinement: des Romans Verfasser läßt einen Verfasser auftreten, der eben diesen Roman zu schreiben im Werke ist, mit den Überlegungen, Zweifeln, Listen, Wahrscheinlichkeitsberechnungen, Regiekünsten, Fälschungen, die das literarische Falschmünzerhandwerk mit sich bringt —: Dunstkreise einer halb-müden, viertel-ironischen, diabolischen Klugheit. André Gides „erster Roman“ wird die Nachtlektüre fiebernder Hirne sein, Handbuch der perfekten Abenteurer und Ausgangspunkt langer Gespräche, heftiger Diskussionen. Einen Vorschmack geben die folgenden Blätter. (Zu deren Verständnis erwähnt sei: Bernard, 16 Jahre, Gymnasiast, Gerichtspräsidentensohn, hat die Eltern heimlich verlassen; verbringt die erste „freie“ Nacht bei Olivier, dem Freunde, der ihn unbemerkt aufnehmen kann, denn sein Zimmer liegt direkt an der Treppe, einige Stufen tiefer als die Familienwohnung.)

Ferdinand Hardekopf.

■ Olivier hatte sich zu Bett gelegt, um, wie jeden Abend, den Gutenachtkuss seiner Mutter in Empfang zu nehmen. Er hätte sich dann, in Erwartung Bernards, wieder anziehen können, aber er zweifelte an dessen Kommen und fürchtete auch, Georges, seinen jüngeren Bruder, im Schläfe zu stören. Georges schlief meistens rasch ein und wachte spät auf: vielleicht würde er gar nichts Ungewöhnliches bemerken.

Als, an der Tür, eine Art vorsichtigen Kratzens bemerkbar wurde, sprang Olivier aus dem Bett, schlüpfte hastig in seine Pantoffeln und öffnete. Licht brauchte man gar nicht zu machen: der Mond erhellte das Zimmer zur Genüge. Die beiden Freunde umarmten sich.

„Oh, wie ich auf dich gewartet habe!“ sagte Olivier. „Ich glaubte kaum

noch, daß du wirklich kämst. Wissen denn deine Eltern, daß du heute Nacht nicht zu Hause schläfst?“

Bernard, in der halben Dunkelheit, zuckte mit den Achseln:

„Meinst wohl, ich hätte sie um Erlaubnis bitten sollen, was?“

Seine Stimme klang so spöttisch, daß Olivier sofort einsah, wie lächerlich seine Frage gewesen war. Es war ihm noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Olivier „aus guten Gründen“ von Hause weggegangen war. Ihm waren die Motive seiner Flucht ganz unklar, und er dachte wohl, Bernard beabsichtige nur diese eine Nacht wegzubleiben. Und er fragte: „Wann gehst du zurück?“

„Niemals!“ – Da begriff Olivier die Tragweite der Angelegenheit und erwies sich nun eifrig bestrebt, der Situation gewachsen zu sein und sich durch nichts mehr überraschen zu lassen. Immerhin entrang sich ihm ein: „Es ist fabelhaft, was du da tust!“

Es mißfiel Bernard durchaus nicht, seinem Freunde zu imponieren, und er war ungemein empfänglich für die Bewunderung, die in dessen Ausruf lag. Aber er zuckte nur nochmals die Achseln.

Olivier ergriff seine Hand und fragte, voll innerer Angst:

„Aber... warum gehst du weg?“

„Mein lieber Junge, das sind Familiengeschichten. Das kann ich dir nicht sagen.“

Und um nicht im geringsten feierlich zu erscheinen, spielte er mit seiner Stiefelspitze an Oliviers einem, auf den Zehen wippenden Pantoffel, denn die beiden Freunde hatten sich auf den Bettrand gesetzt.

„Und wo willst du leben?“

„Weiß nicht.“

„Und wovon?“

„Werd' sehn.“

„Hast du Geld?“

„Grad' zum Kaffee morgen früh.“

„Und dann?“

„Dann such' ich eben was. Werd' schon was finden. Ich erzähl's dir dann.“

Olivier bewundert seinen Freund maßlos. Er kennt sein entschlossenes Wesen. Trotzdem zweifelt er noch: wird die Not ihn nicht zurücktreiben? Bernard aber erklärt: „Lieber alles andere, als nach Hause zurück!“ Und da er das immer aufgeregter wiederholt, so packt den Freund ein Verdacht. Er möchte etwas fragen, wagt's aber nicht. Endlich, gesenkten Kopfes, stockend, bringt er heraus:

„Aber Bernard, du denkst doch nicht daran...?“

Er hält inne. Bernard blickt auf und bemerkt seine Verwirrung:

„Woran?“ fragt er. „Was meinst du? Sprich doch! Zu stehlen?“

Olivier schüttelt den Kopf. Nein, das ist es nicht. Plötzlich bricht er in Schluchzen aus und preßt Bernard an sich:

„Versprich, daß du nicht...“

Da versteht Bernard. Lachend macht er sich los:

„Ja, das versprech' ich dir: den Louis werd' ich nicht mimen.“ Und er fügt hinzu: „- obgleich es im Grunde das einfachste wäre, nicht?“

Aber Olivier ist beruhigt; er fühlt, daß der Cynismus dieser Worte nicht ernst gemeint ist.

„Und dein Examen?“

„Ja, das ist 'ne dumme Sache. Ich möcht' es immerhin machen. Gebüffelt hab' ich genug. Es kommt ja eigentlich bloß drauf an, daß man an dem Schicksalstage einigermaßen in Form ist. Ich muß meine Affären schnell ins Reine bringen. Die ganze Sache ist vielleicht gewagt; aber... 's wird sich schon machen; du wirst sehen.“

Einen Augenblick schwiegen sie. Oliviers Pantoffel war vom Fuße gefallen. Bernard:

„Du wirst dich erkälten. Leg dich doch wieder hin.“

„Oh nein, das Bett ist für dich. Leg du dich doch hin.“

„Ach, was! hollah hopp –“ und er nötigt Olivier in sein Bett zurück.

„Aber du? Wo willst du schlafen?“

„Irgendwo. Auf dem Fußboden. In einer Ecke. Ich muß mich dran gewöhnen.“

„Nein! Hör zu: ich möchte dir was erzählen, aber ich kann's nicht, wenn ich dich nicht nah bei mir fühle. Komm zu mir ins Bett.“

Und als Bernard, der sich im Augenblick ausgezogen hat, neben ihm liegt:

„Du erinnerst dich, wovon ich neulich sprach? ... Es ist soweit. Ich bin da gewesen.“

Bernard ist sofort im Bilde. Er drückt seinen Freund an sich. Olivier fährt fort:

„Oh, mein Junge, das ist aber ekelhaft! Ganz widerwärtig! ... Hinterher hätte ich ausspucken mögen, speien, mir die Haut abreißen, mich niederschießen!“

„Du übertreibst ...“

„Oder sie niederknallen, sie ...“

„Wer war es denn? Du bist doch wenigstens nicht unvorsichtig gewesen?“

„Nein, es war eine Donna aus Dhurmers Bekanntschaft, er hatte mich ihr vorgestellt. Besonders ihr Geschwätz ekelte mich an. Sie hörte gar nicht auf, zu plappern. Und von einer Stupidität! Ich verstehe nicht, daß man in diesen Momenten nicht wenigstens das Maul hält! Ich hätte ihr einen Knebel in den Mund stecken, sie erwürgen mögen ...“

„Mein armes Kind! Aber du hättest dir doch denken können, daß Dhurmer dir nur eine Idiotin andrehen würde ... War sie denn mindestens hübsch?“

„Wenn du glaubst, ich hätte sie überhaupt angesehen!“

„Du bist ein Idiot! Du bist ein furchtbar lieber Kerl! Na, schlaf gut ... Hast du denn wenigstens ordentlich ...?“

„Das war ja gerade das widerlichste: ganz als wenn ich in sie verliebt gewesen wäre.“

„Alle Wetter, mein Junge, das ist toll.“

„Sei doch still! Wenn das die Liebe sein soll -: davon hab' ich für'n paar Jahre genug.“

„Ach, du bist ein albernes Baby!“

„Ich hätte dich mal an meiner Stelle sehn mögen.“

„Oh, ich lauf nicht hinter solchen Geschichten her. Ich warte auf das Abenteuer, das mir entgegenkommt. Einfach so, sachlich, das ist nichts für mich. Das heißt: wenn ich ...“

„Wenn du ...?“

„Wenn sie ... Ach! nichts! Gute Nacht!“

Und er legt sich auf die andere Seite und rückt ein wenig ab von diesem Körper, dessen Wärme ihm peinlich ist. Aber Olivier, einen Augenblick später:

„Sag' mal ... Glaubst du, daß Barrès bei der Wahl durchkommt?“

„Na, wenn du keine anderen Sorgen hast!“

„Ach, ich pfeif' drauf! Sag' ... Hör' doch 'n bischen zu ...“ Und als Bernard sich ihm wieder zugewendet hat:

„Mein Bruder hat eine Mätresse.“

„Georges?“

Der Kleine, der die ganze Zeit so getan hat, als ob er schlief, aber, gespannten Ohres, sich in der Dunkelheit kein Wort hat entgehen lassen, hält, wie er seinen Namen hört, den Atem an.

„Ach, du bist verrückt! Ich spreche natürlich von Vincent.“ (Dieser, älter als Olivier, hatte gerade sein medizinisches Studium beendet.)

„Er hat es dir selbst erzählt?“

„Nein. Ich hab's erfahren, ohne daß er eine Ahnung davon hat. Meine Eltern wissen nichts davon.“

„Was täten sie, wenn sie's erführen?“

„Ich weiß nicht. Mama wäre verzweifelt. Papa würde ihm vermutlich die Wahl stellen: Bruch oder Heirat.“

„Hm, diese ehrsamten Bürger begreifen natürlich nicht, daß man auch auf andre Weise anständig sein kann, als sie. Wie hast du's denn 'rausgekriegt?“

„Hör' zu. Seit einiger Zeit geht Vincent jeden Abend aus, wenn meine Eltern eingeschlafen sind. Beim Hinuntergehn macht er so wenig Lärm wie möglich, aber ich erkenne seinen Schritt auf der Straße. Vorige Woche, am Dienstag glaub' ich, war es nachts so heiß, daß ich nicht zu Bett bleiben konnte. Ich ging also ans Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Da hörte ich, wie unten die Haustür auf- und wieder zugeschlossen wurde. Ich lehnte mich hinaus, und beim Schein der Laterne erkannte ich Vincent. Es war nach Mitternacht. Das war das erste Mal. Ich meine: das erste Mal, daß ich ihn bemerkt habe. Aber seitdem ich darauf gekommen bin, achte ich darauf – oh, eigentlich ohne Absicht, und höre ihn fast jede Nacht weggehen. Er hat seinen eigenen Schlüssel, und meine Eltern haben ihm das Zimmer, das früher Georges und mir gehörte, als Sprechzimmer eingerichtet, für die Zeit, wenn er erst Patienten hat. Das Zimmer liegt ja links vom Corridor, und die übrige Wohnung rechts. Er kann gehen und kommen, wann er will, ohne daß jemand etwas merkt. Gewöhnlich höre ich ihn nicht nach Hause kommen; aber vorgestern, Montag Abend, da weiß ich nicht, was ich hatte; ich dachte an Dhurmerts Zeitschriftengründung und konnte nicht einschlafen. Ich hörte Stimmen auf der Treppe und dachte, es sei Vincent.“

„Wie spät war es da?“ fragte Bernard, nicht so sehr aus Interesse, als um seine Aufmerksamkeit zu bezeigen.

„Drei Uhr morgens, glaub' ich. Ich stand auf und legte mein Ohr an die Tür. Vincent sprach mit einer Frau, oder vielmehr die Frau allein war's, die redete.“

„Woher weißt du denn, daß es wirklich Vincent war? Es kommen doch alle Mieter an deiner Tür vorbei.“

„Allerdings, und das ist oft ganz abscheulich: je später es ist, desto mehr Radau machen sie beim Hinaufgehen, ohne jede Rücksicht darauf, daß andere Leute schlafen wollen!... Aber es konnte nur Vincent sein; ich hörte die Frau mehrmals seinen Namen aussprechen. Sie sagte zu ihm – oh, ich kann es nicht gut wiederholen...“

„Na, so sag's doch.“

„Sie sagte zu ihm: »Vincent, mein einziger Schatz, mein Geliebter, verlassen Sie mich nicht!«“

„Sie sagte »Sie« zu ihm?“

„Ja. Nicht wahr, das ist merkwürdig.“

„Erzähl' weiter.“

„»Jetzt haben Sie nicht mehr das Recht, mich zu verlassen! Was soll aus mir werden? Wohin soll ich gehen? Sprechen Sie doch zu mir! Sagen Sie doch ein Wort!« – Und sie nannte ihn wieder beim Namen und beschwor ihn: »Mein Geliebter, mein Geliebter!«, aber mit immer traurigerer und leiserer Stimme. Und dann hörte ich ein Geräusch (die beiden standen wohl auf der Treppe), ein Geräusch, wie wenn etwas hinfällt. Ich glaube, da hat sie sich vor ihm auf die Kniee geworfen.“

„Und er – er antwortete kein Wort?“

„Nein, er ging, denke ich, die letzten Stufen hinauf. Ich hörte die Wohnungstür geöffnet und wieder geschlossen werden. Die Frau ist dann noch lange da geblieben, hier ganz nah an meinem Zimmer, fast direkt vor dieser Tür. Ich hörte sie stöhnen.“

„Du hättest ihr aufmachen sollen.“

„Das hab' ich nicht gewagt. Vincent wäre wütend, wenn er erführe, daß ich um seine Geschichten Bescheid weiß. Und dann fürchtete ich auch, es würde ihr unangenehm sein, wenn sie so im Weinen überrascht würde. Ich weiß auch gar nicht, was ich zu ihr hätte sagen sollen.“

Bernard wandte sich seinem Freunde zu:

„Ich an deiner Stelle, ich hätte aufgemacht.“

„Ja, du, du riskierst ja immer alles. Alles, was dir einfällt, das tust du.“

„Soll das ein Vorwurf sein?“

„Oh nein, ich beneide dich darum.“

„Hast du eine Vermutung, wer diese Frau sein kann?“

„Wie soll ich das wissen?... Gute Nacht.“

„Sag mal: bist du sicher, daß Georges uns nicht gehört hat?“ flüstert Bernard seinem Freunde ins Ohr. Sie lauschen einen Augenblick.

„Nein, er schläft,“ erklärt Olivier mit seiner gewöhnlichen Stimme; „außerdem hätte er nichts begriffen. Weißt du, wonach er Papa neulich gefragt hat? Warum die...“



Jetzt hält Georges sich nicht länger; er richtet sich in seinem Bett halb auf und fällt seinem Bruder ins Wort:

„Du Schafskopf!“ schreit er ihn an; „du hast also nicht gemerkt, dass ich es getan habe, um Papa 'reinzulegen!?!... Ich hab natürlich jedes Wort gehört, das ihr eben gesprochen habt! Was euch übrigens keineswegs zu erschüttern braucht, denn die Sache mit Vincent wußt' ich längst. Aber nun redet ein bisschen leiser, Kinder, ich möchte schlafen. Oder haltet den Mund.“

Olivier drehte sich nach der Wand um. Bernard kann nicht einschlafen und betrachtet das Zimmer. Der Mondschein läßt es größer erscheinen, als es ist. Nun streift das Licht den Fuß des Bettes, in dem Georges endlich Schlaf gefunden hat; er hat fast alles gehört, was die beiden sich erzählt haben: er hat was zum Träumen. Oberhalb von Georges' Bett hängt ein kleines, zweireihiges Bücherregal mit Schulbüchern. Auf dem Tisch neben Oliviers Bett liegt ein Buch größeren Formats: Bernard streckt den Arm aus und nimmt es, um nach dem Titel zu sehen: – Tocqueville. Als er's wiederhinlegen will, läßt er's fallen und das Geräusch weckt Olivier.

„Du liest jetzt Tocqueville?“

„Dubac hat mir das Buch geliehn.“

„Und es gefällt dir?“

„Hm, es ist ziemlich öde. Aber es sind einige famose Sachen drin.“

„Hör zu. Was tust du morgen?“ –

Morgen, Donnerstag, haben die Gymnasiasten frei. Bernard überlegt, ob er seinen Freund vielleicht irgendwo treffen könne. Ins Gymnasium will er nicht mehr gehen; er denkt, sein Examen machen zu können, auch ohne an den letzten Kursen teilzunehmen.

„Morgen,“ antwortet Olivier, „geh ich um halb zwölf auf die Gare Saint-Lazare, zum Diepper Zug, um meinen Onkel Eduard zu begrüßen, der aus England zurückkommt. Nachmittags um drei treff' ich Dhurmer im Louvre. Die andere Zeit muß ich arbeiten.“

„Deinen Onkel Eduard?“

„Ja, einen Halbbruder von Mama. Er ist seit sechs Monaten im Auslande, und ich kenne ihn eigentlich nur flüchtig; aber ich mag ihn furchtbar gern. Er weiß nicht, daß ich auf die Bahn komme, und ich hab Angst, ihn nicht wiederzuerkennen. Er hat gar keine Ähnlichkeit mit meiner übrigen Familie; er ist ein sehr feiner Kerl.“

„Was tut er?“

„Er schreibt. Ich hab fast alle seine Bücher gelesen; aber er hat schon lange nichts mehr veröffentlicht.“

„Romane?“

„Ja, so eine Art Romane.“

„Warum hast du mir nie etwas davon erzählt?“

„Weil du sie hättest lesen wollen; und wenn sie dir nicht gefallen hätten...“

„Na, was dann?“

„Das hätte mir Kummer gemacht. Nun weißt du's.“

„... Warum sagst du, er sei ein sehr feiner Kerl?“

„Ja, das weiß ich selbst nicht recht. Ich sagte dir ja schon, daß ich ihn eigentlich kaum kenne. Das ist mehr so ein Vorgefühl. Ich fühle, daß er sich für vieles interessiert, wofür meine Eltern sich nicht interessieren, und dass man mit ihm über alles sprechen kann. Kurz vor seiner Abreise war er mal bei uns zu Tisch. Während er sich mit meinem Vater unterhielt, merkte ich, daß er mich beständig ansah. Das begann mich zu genieren. Ich wollte hinausgehen – wir waren im Eßzimmer und saßen noch beim schwarzen Kaffee zusammen. Aber da fing er an, meinen Vater über mich auszufragen, und das genierte mich noch viel mehr. Plötzlich stand Papa auf, um ein Manuscript von mir zu holen, das ich ihm dummer Weise mal zu lesen gegeben hatte.“

„Ein Manuscript von dir?“

„Ja doch; du kennst es ja: dies Ding in Versen, von dem du fandest, es gliche dem »Balcon«. Ich wußte, daß es nichts oder doch so gut wie nichts taugte, und war wütend darüber, daß Papa es aufs Tapet brachte. Nun, während Papa es also holte, blieben Onkel Eduard und ich einen Augenblick allein im Zimmer. Ich fühlte, daß ich entsetzlich rot wurde. Ich wußte absolut nicht, was ich mit ihm sprechen sollte und sah anderswohin – er übrigens auch. Er fing an, sich eine Cigarette zu drehen. Dann erhob er sich (wahrscheinlich um mir die Situation zu erleichtern, denn ganz bestimmt hatte er mein Erröten bemerkt), ging ans Fenster und pfiß vor sich hin. Plötzlich sagte er zu mir: »Ich bin noch viel verlegener als du.« Aber ich glaube, daß er das nur aus Höflichkeit gesagt hat. Endlich kam Papa zurück. Er gab Onkel Eduard meine Verse, und der machte sich daran, sie zu lesen. Ich war ganz scheußlich nervös; hätte er mir Complimente gemacht, so hätte ich mit Beleidigungen darauf reagiert. Papa erwartete offenbar Lobsprüche. Da der Onkel kein Wort äußerte, fragte er: »Nun, was hältst du davon?« Der Onkel antwortete lachend: »Es geniert mich, in deiner Gegenwart mit ihm darüber zu sprechen.« Da mußte Papa auch lachen und ging wieder hinaus. Als wir von Neuem allein waren, sagte Onkel Eduard zu mir, er finde meine Verse sehr schlecht. Komischer Weise machte es mir Freude, ihn das sagen zu hören. Was mir aber noch mehr Freude machte, war, daß er plötzlich mit dem Finger auf zwei Zeilen wies, die beiden einzigen im ganzen Gedicht, die mir gefielen. Er sah mich lächelnd an und sagte: »Die Stelle da, die ist gut.« War das nicht ganz famos von ihm? Und wenn du wüßtest, in welchem Tone er das sagte! Ich hätte ihn umarmen mögen dafür. Darauf sagte er mir, mein Irrtum bestehe darin, von einer Idee auszugehen und mich nicht genügend vom Gang der Worte führen zu lassen. Zunächst verstand ich nicht ganz, was er damit meinte; aber jetzt fühle ich, daß er recht hat. Ich erklär' dir das ein ander Mal.“

„Und ich versteh jetzt, warum du an die Bahn gehen willst, um ihn wiederzusehn.“

„Oh, was ich dir erzählt habe, ist noch gar nichts, und ich weiß nicht, warum ich dir gerade das erzählt habe. Wir haben noch viel anderes zusammen gesprochen.“

„Um halb zwölf, sagst du? Woher weißt du denn, daß er mit diesem Zuge ankommt?“



„Er hat es Mama geschrieben, auf einer Postkarte, und ich hab's dann im Fahrplan nachgesehn.“

„Werdet ihr zusammen essen?“

„O nein, ich muß zum Mittagessen wieder zu Hause sein. Ich hab nur grade Zeit, ihm die Hand zu drücken. Aber das genügt mir auch... Doch nun sag mir, bevor wir einschlafen: wann sehen wir uns wieder?“

„Nicht vor einigen Tagen. Und nicht, bevor ich einigermaßen klar sehe.“

„Aber... vielleicht kann ich dir doch irgendwie helfen?“

„Mir helfen? – Nein. Das wäre kein ehrliches Spiel. Es käme mir vor, als ob ich betröge. Schlaf gut.“

ANDRÉ GIDE

(Schluss folgt)



## ZU BÜCHERN DER BILDUNG

Wohl dir, dass du ein Enkel bist.

Um kaum einen Begriff schlingen sich heute solche Verwirrungen wie um den Bildungsbegriff. In einer Zeit kultureller Zerfahrenheit geht es über ihn her; die einen wollen ihn von der Antike ablösen, um ihn einzig mit neuzeitlichen Inhalten zu erfüllen, andere gaben ihn als unzeitgemäß völlig preis und sehen ihn schon aufgezehrt von einer Techno-Romantik, die es zustandebringt, in Henry Ford einen Ersatzmann menschlicher Bedeutung zu vergötzen. Die Betätigungslust und holde Betriebsamkeit einer Zeit, die schon oft als neue Epoche ausgegeben wurde, bezeugt sich verbunden mit der Angst vor der Geschichte. Und gerade von der Geschichte, mit der unser Bildungsbegriff innerlich und untrennbar verbunden ist, soll dieser abgerissen werden, um dem eitlem Bedürfnis nach einer Jugendlichkeit Europas besser zu entsprechen. « Unser Kontinent, das alte », mit Goethe zu reden, empfindet etwas wie Scham, sich nicht ebenso jünglingshaft gebärden zu können wie Amerika, das doch bloß eine Zukunft hat, während Europa obendrein eine Vergangenheit als zinsenreiches Erbteil besitzt. Europa darf sich zu Zeiten die Pose jener zurückblickenden Venus gestatten, solange es sich nicht versteinert und sie nicht ewiglich beibehält.

Aber abgesehen von den im Kulturpessimismus Ertrunkenen, von jenen, die aus der geistigen Welt, der besten aller möglichen Welten, sich in die « neue Sachlichkeit », das neue « Wirklichkeitsgefühl » hinüberretteten, die vom Typus des Tatsachenmenschen etwas Besseres erhoffen als die vollendete Barbarei, gibt es eine Schicht von Zweiflern, die immerwährend von einer Krise der Bildung sprechen und die Bildung bedroht wännen. Aber war sie denn nicht immer bedroht? Ist etwas, das im Menschen seinen Grund hat, je auf Fels gebaut? Es ist ein Geschenk, das den weit fortgeschrittenen Epochen zuteil wird, dass diese ihren Menschen ein geistiges Organ verleihen, durch welches sie mit den Geistern der Vergangenheit in lebendiger Beziehung bleiben. Nicht bloß der historische Sinn ist damit gemeint, der dazu befähigt, das Geschehene als sinnfällige Verwirklichung eines Prinzips oder einer Idee einheitlich wahrzunehmen, sondern